

Verdingt und verdrängt

Bis vor 40 Jahren wurden in der Schweiz Kinder als Arbeitsklaven missbraucht – die Betroffenen kämpfen immer noch um ihre Rechte

Von Timoley Neshitov

Baselrand – Katharina Kiodel hat ein unheimliches Lächeln: Das Gesicht ist sehr freundlich, aber in die hellbraunen Augen kann man nicht lange sehen. Sie strahlen Angst aus. Die Angst eines Kindes. In den Augen einer 65-Jährigen. Katharina Kiodel lächelt viel, während sie ihre Geschichte erzählt, und man wünscht sich fast, sie würde an mancher Stelle weinen. Aber sie weint nicht. „Als Kind durfte ich nie weinen, mein Pflegevater hat mich dann immer geschlagen.“ Sie hat weiche, lange Finger, in die sie ein kleines Bild nimmt, ein schwarz-weißes Passfoto aus den sechziger Jahren. „Was sehen Sie? Habe ich mich verändert?“

Nein. Stirn, Wangen und Hals haben zwar ein paar Falten angesetzt, und das Haar ist schütter geworden. Aber die Angst in den Augen, die ist geblieben. Katharina Kiodel steht auf und trippelt zur Wand gegenüber dem Esstisch, an der ein anderes schwarz-weißes Foto hängt, das ihr Leben prägt. Es ist das Haus, in dem sie ihre Kindheit und Jugend verbracht hat, das zweistöckige Haus ihrer Pflegefamilie. Das Bild hängt etwas schief, aber das ist Absicht, Katharina Kiodel will es nicht gerade aufhängen. „Dort wenn mich die Erinnerungen in Ruhe lassen.“

System der Ausbeutung

Ob das je passiert, weiß sie nicht, Katharina Kiodel ist eines von mehr als 500 000 Kindern, die in der Schweiz im letzten Jahrhundert „verdingt“ wurden. Es ist ein dunkles Kapitel der Schweizer Geschichte, das erst Anfang der 1970er Jahre endete und bis heute nicht aufgeklärt wurde. Das Verdingwesen war ein System der Ausbeutung Minderjähriger, in vielen Fällen getarnt als Sozialmassnahme, Familien oder Alleinerziehende, die zu arm waren, um ihre Kinder selbst großzuziehen, übergaben oft ihren Nachwuchs an fremde Bauernhöfe oder Handwerksbetriebe. Meistens geschah das auf Druck der Behörden. Die Kinder schliefen und trugen so zum wirtschaftlichen Aufschwung bei. Schließlich war die Schweiz bis in die 1950er Jahre ein armes Land gewesen. Wer in den Augen der Behörden nicht erziehungsfähig war, sich aber dem staatlichen Druck widersetzte, dem nahm die Vormundschaftsbehörde seine Kinder einfach weg. So widerfuhr es auch den Eltern von Katharina Kiodel.

Eine Erinnerung begleitet Katharina Kiodel immer noch als Alptraum: Käthi ist dreieinhalb, sie klammert sich an die schwarze Schutze ihrer Mutter. Zwei Fremde sind im Zimmer, ein Mann und eine Frau, sie sind von der Vormundschaftsbehörde. Die Frau packt Käthi an den Schultern, reißt sie weg von der schwarzen Schutze. Sie wird in ein Auto geschubst, in der Hand einen Fetzen



Katharina Kiodel mit einem Passfoto aus ihrer Jugend: Die heute 65-jährige Schweizerin wurde als Kind „verdingt“. Foto: Neshitov

Stoff. „Das Stückchen haben sie mir im Heim auch weggenommen.“

Sechs Jahrzehnte später steht sie etwas verloren in ihren lichtdurchfluteten Wohnzimmern in einem idyllischen Dorf 30 Kilometer südöstlich von Basel. Ihr Mann Rolf, ein Hobbyimker, deckt auf der Terrasse den Tisch zum Abendessen, es gibt Rind- und Schweinestücken, Kartoffelsalat und als Nachspeise Schokolade. Zusammen haben sie zwei Söhne und eine Tochter großgezogen. Wohlstand, gesunde Enkelkinder. Katharina Kiodel hätte glücklich sein können.

Käthi ist vier, als sie bei ihrer Pflegefamilie landet. Der Pflegevater ist ein dicker Bauer, der Käthi gleich in der ersten Nacht auf den Kopf schlägt, weil sie weint. Die Pflegemutter sieht weg. „Hier“, Katharina Kiodel legt ihren weichen Finger auf das Bild an der Wand, zeigt auf das Fenster, hinter dem Käthi geschlagen wird, Jahr für Jahr. „Aus dem Fenster sah ich einen Kirchturn, und wenn die Schläge zu stark waren, dachte ich, mein Kopf hängt am Kirchturn gegenüber.“

Sie arbeitet auf dem Bauernhof, ihre eigenen Eltern darf sie nicht sehen. Die Pflegefamilie will keinen Kontakt und die Vormundschaftsbehörde auch nicht. Der Staat zahlt lieber ein Kostgeld an die Pflegefamilie, anstatt die leiblichen Eltern mit Kindergeld zu unterstützen. Außerdem gehört Käthis Vater, ein Korbmacher, zum „Fahrenden Volk“, der Jemtschen, zu den „Zigeunern“. Manchmal hört Käthi Gelächter auf der Straße. Der Vater ist gekommen, mit seinem klapprigen Auto, und die Dorfboten haben ihm eine Schnur mit Büchsen an den Auspuff gebunden. „Zigeuner, Zigeuner!“ Unten im Flur horcht der Pflegevater, minutenlang. Er macht die Haustür nicht auf. Dann kommt er herauf und schlägt Käthi, weil sie weint.

Karl, der Pflegebruder, ist drei Jahre älter als Käthi. Sie muss mit ihm das Zimmer teilen. Als sie 14 wird, nimmt die Pflegeoma Käthi zur Seite, sie will mit ihr „wegen den Männern reden“. Als Käthi sagt: „Es ist längst passiert!“, bietet die Pflegemutter Käthi Schweigegeld an, der Pflegevater schlägt Käthi. Aber Karl lässt sie jetzt in Ruhe. Das Zimmer müssen die beiden freilich weiter teilen – bis Käthi mit 20 Jahren auszieht. Dann endet das „Pflegeverhältnis“.

Bis dahin kommt regelmäßig noch ein Vormund vorbei und fragt Käthis Pflegeeltern, wie es ihr geht. Gut geht's Käthi. Mehr will der Vormund nicht wissen. Als Käthi Schneiderin lernt, in einer Textilfirma arbeitet und zusätzlich in einer Bäckerei, lässt Cord L., der letzte Vormund, ihren Lohn verschwinden. „Er hat mich verarscht“, Katharina Kiodel lächelt ihr unheimliches Lächeln. „Sie haben mich alle verarscht.“

Ein Anruf bei Cord L., er ist heute 80 und will seinen vollen Namen in der Zeitung nicht lesen. Eigentlich will er gar nichts über sich lesen, und schon gar nicht in einer deutschen Zeitung. „Wir sind keine Bananerepublik!“ Versucht man, dem verschollenen Vormundschaftsakte von Katharina Kiodel auf die Spur zu kommen, stößt man schnell an Grenzen. Der ehemalige Vormund hat die Akte nicht. Das Archiv der Vormundschaftsbehörde hat sie auch nicht, man will „zwei, drei weitere Abklärungen machen“, irgendwem.

Sozialforscher sprechen von einer Schweigegeldmanie. „Viele wollen sich an das Verdingwesen nicht erinnern“, sagt Basil Rogger, der eine Wanderstudie über Verdingkinder betreibt. Vor allem die Politik nicht. Die Schweizerische Volkspartei (SVP), die stärkste politische Kraft in der Eidgenossenschaft, drückt sich vor einer Entschädigung. Es gebe „keinen Handlungsbedarf“, teilt das SVP-Sekretariat auf Anfrage mit, die Politik müsse sich „mit der Gestaltung der Gegenwart beschäftigen“. Für die historische Aufarbeitung seien bereits Forschungsgelder bewilligt worden. Als eine sozialdemokratische Nationalrätin vor vier Jahren eine Entschädigung gegenüber den noch lebenden Verdingkindern forderte, schmeterte die SVP den Antrag ab.

Eine Tote entschuldigt sich

Auch Karl, der Pflegebruder von Katharina Kiodel, schweigt sich lieber aus über die Vergangenheit. „Es ist für mich erledigt.“ Dreimal wiederholt er den Satz am Telefon, sehr freundlich. Das Erbse seiner Eltern wollte er mit der Pflege Schwester nicht teilen, trotz Mutters Testament. „Meine Lieben! Teilte redlich mit Käthi“, hatte die am Sterbebett geschreie, offenbar von Gewissensbissen geplagt. Katharina Kiodel versuchte, vor Gericht zu ziehen. Die Richter urteilten, „redlich“ sei kein juristischer Begriff. Außerdem bestünde keine Blutsverwandtschaft.

Die Pflegemutter ist vor zehn Jahren gestorben, im Januar habe sich aber ihr Geist bei einer Hellseherin gemeldet, erzählte Katharina Kiodel. Sie lächelt und faltet ihre Hände zusammen. Es ihr leid, habe die Schweigegeldmanie gesagt, aber sie habe sich zeit ihres Lebens dem Willen ihres Mannes beugen müssen. Katharina Kiodel hat die Entschuldigung angenommen, sie will an einer weiteren Séance teilnehmen.

Es dümmert auf der Terrasse in Rotterdam. Als unten im Dorf eine Kuh laut wird, sagt Rolf, der Ehemann. „Da muss manchmal ein Kalb zum Metzger und die Kuh brüllt nachtläng. Es ist wie bei Menschen.“ Katharina Kiodel schlägt die Augen.